

CLAUDIA GIESDORF

DAS LICHT AM ENDE



Weltbild

Das Licht am Ende

Die Autorin

Claudia Giesdorf wurde 1982 in Rheinland-Pfalz geboren. Kurz nach der Wende zog sie mit ihrer Familie nach Berlin, wo sie noch heute mit ihrem Mann und ihrer Tochter lebt. Ihre Leidenschaft für Bücher kristallisierte sich schon im Alter von fünf Jahren heraus, als sie ihre Eltern anbettelte, ihr Lesen beizubringen. Seitdem ist kein Buch und kein leeres Blatt vor ihr sicher. Unter ihrem Pseudonym sind bereits drei Liebesromane mit Krimielementen erschienen.

Claudia Giesdorf

Das Licht am Ende

Psychothriller

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2020 by Claudia Giesdorf

Umschlaggestaltung: Veruschkama Grafik & Illustration

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Magnus Binnerstam; © PixieMe;

© gyn9037; © Abstractor)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-442-3

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Dieses Buch widme ich allen, die aufstehen.
Nach Schicksalsschlägen.
Für sich.
Für andere.
Im Kleinen. Im Großen.
Gegen Rassismus. Gegen Homophobie.
Gegen Sexismus.
Für Menschlichkeit.
Jeden Morgen. Jede Stunde.

Wurzeln

Man sagt, sie sei eines Nachts in den Wald gelaufen, um den Tod zu treffen. Mit schweren Schritten, als drückten Schmerzen sie tief in den sumpfigen Boden. Umgeben von knorrigen Bäumen mit klauenartigen, im Wind knarrenden Ästen wankte sie durch die Dunkelheit. Knackend brachen dünne Zweige unter ihren Füßen, zischend wichen die Kreaturen der Nacht. Weder Angst noch Kälte, weder Pein noch Blut ließen sie langsamer werden.

Allein, allein lief sie weiter in die Finsternis.

Doch mitten auf einer Lichtung blieb sie stehen. Ihr Atem ging stoßweise, Schweiß perlte über ihren fieberheißen Rücken. Sie hockte sich hin, tastete über das feuchte Moos und sank darauf. Stoisch richtete sie den Oberkörper auf, ihr Blick streifte Anfang und Ende. Die Sterne funkelten am Firmament, der Wind schob sich pfeifend durch die Baumreihen. Gelegentlich legte sie den Kopf schief oder schnaubte verächtlich. Während die Nacht ihre Witterung aufnahm, tobte im Körper meiner Ahnin die Pest. Es heißt, sie hätte in jenen Stunden dem Tod ins Antlitz gestarrt und ihm die Stirn geboten. Wieder und wieder. Mit spitzen Klauen schlug er um sich, wütete gegen diese unbeugsame Frau. Doch am Ende verzog er sich mitsamt seinen eitrigen Beulen. Nach drei Tagen kehrte die Totgeglaubte aus dem Wald zurück.

Als Bezwingerin. Als eine, die den Tod überlistete.

Diesem Schoß entstamme ich.

Es heißt, man könne uns biegen, aber niemals brechen.

Kapitel 1

Ich glaube, ich atme zischend ein, als ich das Bewusstsein erlange, aber ich höre nichts. Ich reiße die Augen auf, doch meine Umgebung bleibt in vollkommener Dunkelheit – jeder noch so kleine Funken Licht ist verschwunden. Ich habe keine Ahnung, wo ich sein könnte oder wie ich hierherkam. Ohne zuvor gewesen zu sein, bin ich.

Ich atme schneller, und auch wenn meine Sinne mir den Dienst versagen, weiß ich, dass dieses Gefühl in meiner Brust Panik ist. Ob ich stehe, sitze oder liege, weiß ich nicht, und auch nicht, ob ich am Leben bin oder tot oder irgendwas dazwischen.

Ich taste, fühle, horche in die Dunkelheit hinein. Nichts.

Als schwebte ich in einem schwarzen Loch. Als würde das Leben mich nicht mehr betreffen. Mein Innerstes zieht sich zusammen, in meiner Kehle wächst ein Kloß, der Schmerz in meiner Brust ist nicht auszuhalten. Ich glaube ich weine. Aber Tränen scheinen nur dann heilsam zu sein, wenn man die Verzweiflung hört und den Körper beben spürt. Wenn Tränen still sind, wirken sie nicht. Ich schniefe, oder auch nicht, ich atme tief durch, oder auch nicht.

Und dann stocke ich. Eine Erkenntnis trifft mich wie ein Faustschlag: Ich weiß nicht, wer ich bin, habe keinerlei Erinnerung daran, wer ich einmal war. Ob Mann oder Frau, jung oder alt. Ich weiß nicht, wie ich heiße, ob ich groß, klein, dick, dünn, hübsch, hässlich bin. Das Nichts hat alles verschluckt und ich bleibe ohne Eigenschaften zurück. Doch ich

muss einmal etwas gewesen sein, denn ich spüre eine furchtbare Sehnsucht. Es ist das Nicht-da-Sein von etwas, das da sein sollte. Ich muss einmal Licht gekannt haben, sonst würde ich es nicht vermissen. Geräusche müssen einmal existiert haben, sonst würde ich mich nicht nach dem Echo eines Menschen sehnen.

Das Nichts ist die Abwesenheit von Leben. Meinem Leben. Ich bäume mich auf, schreie, wedle mit den Armen, ich tue all das, was ich tun würde, wenn ich sehen, hören und fühlen könnte. Die Panik treibt mich weiter, immer weiter, bis ich schließlich aufgebe. Ich spüre keine Erschöpfung, keine Müdigkeit in den Muskeln. Ich fühle nach wie vor nichts.

Ich schwanke zwischen Resignation, weil ich einem unbekanntem Leben nicht nachtrauern kann, und Protest, weil ich nicht bereit bin, diesen Zustand hinzunehmen. Aber ich sehe keinen Sinn darin, erneut aufzubegehren, und denke, dass es besser ist, mit meiner Kraft zu haushalten. Und so sinke ich tiefer in das Nichts hinein.

Für Sekunden. Oder Minuten. Oder Stunden.

Während ich ätherisch und körperlos in der Dunkelheit schwebe und mich frage, ob so der Tod aussieht, blitzt etwas auf. Wie ein Leuchtturm, wie ein Feuerwerk. Es erhellt meine tiefschwarze Nacht. Öffne ich die Augen, ist es weg, schliesse ich sie, ist das Licht da. Aber vielleicht tue ich auch nichts von alledem. Kurz bevor Verzweiflung mich in den Wahnsinn treibt, verschmelzen die Blitze zu etwas Hellem und Gleichmäßigen. Als es größer und größer wird, verstehe ich, was es ist – eine Erinnerung.

Sie wird schärfer, gewinnt an Konturen, füllt schließlich

meinen Kopf aus. Ich befinde mich mittendrin, kann mich bewegen, riechen, sehen, fühlen.

Meine Angst ist nun konkreter, als wüsste ich in dieser Erinnerung, woraus sie besteht.

Eine Ahnung kitzelt mich. Ich muss mich auf das hier einlassen, um zu verstehen, was geschehen ist.

Mit angehaltenem Atem sehe ich mich um.

Ich stehe vor einer Hütte. Mitten im Wald.

Kapitel 2

Reglos stand ich vor der Hütte. Die Sonne zupfte die Schatten in die Länge, Wind schlängelte sich über die Lichtung und drückte sich den Berg hoch, es roch mehr nach Wiese als nach Wald, obwohl ich von Bäumen umgeben war. Anstatt mein neues Zuhause zu betreten, lauschte ich meinen Gedanken, die vom Hundertsten ins Tausendste rollten.

Ich dachte daran, dass irgendjemand am Anfang der Zeit auf die Idee gekommen war, Baumstämme zu spalten und so zu stapeln, dass sie eine Behausung ergaben. Ich schüttelte mich und versuchte diesen Gedanken loszuwerden, um mich endlich in Bewegung setzen zu können, doch meine Beine waren so starr und hölzern wie die Bäume um mich her.

Häuser verkörperten den Wunsch nach Beständigkeit. Sie boten Schutz vor und Abgrenzung von der Außenwelt. Man konnte sich in ihnen verschanzen oder sie für Fremde öffnen. Mauern und Gestein saugten sich voll mit den Geistern der Ahnen. Das Gebälk behauste die Konstitution einer Familie: Harmonie, Verständnis, Füreinander, Miteinander. Holz atmete, Lehm schenkte Wärme, kahler Putz verkörperte das Versprechen neuer Möglichkeiten. Mit dem Betreten tauchte man in das Innerste einer Familie ein.

Ich schluckte, blinzelte, schüttelte mich erneut. Kaute auf meinen eigenen Gedanken. Familie wurde meistens mit Innigkeit und Liebe assoziiert, aber ich wusste, dass der Kern aus Hass bestehen konnte. Es gab Häuser, deren bloßer Anblick Gänsehaut bescherte, mit dunklen Fenstern, zynischen

Dächern und bitterer Substanz. Sie beherbergten das Grauen und spiegelten dieses in jedem Riss, in jeder Schindel, in jedem noch so kleinen Holzsplitter wider, denn Leid und Schmerz vergingen nicht einfach. Ihr Echo hallte in den Menschen wider, die sie erfahren hatten. Und in deren Kindern. Und Kindeskindern.

Ich atmete schneller, mein Herz schlug wie wild. Das Gefühl, beobachtet zu werden, prickelte in meinem Nacken, aber ich würde mich ihm nicht beugen.

Niemand wusste, dass ich hier war. Niemand.

Meine Angst war jene, die man in dunklen Parkhäusern, verlassenem nächtlichen Straßen, einsamen, düsteren Parks hatte – die Angst, gefunden zu werden. Doch ich empfand sie hier: auf einer kleinen Lichtung am Hang eines Berges. Am liebsten hätte ich mich im Haus verkrochen und die Tür abgeschlossen, um nie wieder herauszukommen. Ich atmete aus, zwang mich zur Entspannung. So würde ich nicht anfangen.

Nicht noch mal. Nicht hier.

Mein Blick wanderte über die Hütte. Ich starrte das Holz an, hoffte, in der Maserung die Zukunft lesen zu können wie andere in Teesätzen oder Handlinien. Aber das war natürlich Unsinn. Aus Vergangenheit und Gegenwart schrieb ich meine Zukunft. Wind rauschte durch die Linden, trug den süßlichen Duft der langsam welkenden Blüten zu mir, fuhr dann mit sanften Fingern über die Wiese und machte mir bewusst, dass vor einem Haus zu stehen keinen Schutz bot. Endlich setzte ich mich in Bewegung, näherte mich der Hütte, die still und stumm über mir thronte. Auf einer kleinen Anhöhe gelegen und vollkommen aus Holz bestehend, würde sie mich

vor Kälte, Regen, Sonne und den Dingen abschirmen, die im Dunklen lauerten.

Mit eiskalten Fingerspitzen fuhr ich über das dunkel lasierte Geländer, ließ die Hand sinken und berührte es noch einmal. Während meine Fingernägel über die Rillen kratzten, streifte der Wind sanft über meine Haut. Ich hielt inne und schloss die Augen. Das Holz knackte, als wollte es mich in sich aufnehmen. Die Bäume ächzten, aus ihren Kronen ertönte die zarte Melodie der rauschenden Blätter. Endlich betrat ich die nächste Stufe.

Eine aufgescheuchte Kellerassel krabbelte über meinen Schuh und verschwand unter der Treppe. Ich atmete ein, machte mich mit dem Geruch meiner neuen Umgebung vertraut, ehe ich den verzinnnten Schlüssel mit dem langen Halm und der verschnörkelten Reite ins Schloss schob.

Ich stieß die Tür auf. Zuhause.

Über diesen Boden würde ich laufen, ganz gleich, ob Wut, Trauer oder Angst mich antrieb. Die Wände würden mich umgeben wie eine zweite Haut. Die Decke würde mich schützen, das Fundament mich erden. Ich würde neu anfangen, ich würde es schaffen. Dieses Mal ...

»Hey! Sind Sie die neue Nachbarin?«

Ich wirbelte herum, krallte mich am Türrahmen fest, hätte nur einen Schritt zurücktreten müssen, um im dunklen Schlund der Hütte zu verschwinden. Ein hochgewachsener Mann stand vor dem Treppenabsatz auf der Wiese. Ich hatte ihn nicht gehört, meine Gedanken waren zu zerstreut gewesen. Meine Gedärme verknoteten sich und scharfkantige Eiswürfel polterten in meinem Bauch. Der Mann lächelte, vermutlich, um den Schock aus meinem Gesicht zu wischen.

Ein Collie tanzte um seine Beine, wedelte wild mit der Rute und blickte sehnsüchtig zu mir hinauf. Meine Muskeln verkrampften sich, sie zogen und zerrten mich in die Sicherheit des Inneren. Hund hin oder her, da stand ein fremder Mann vor meiner Hütte. Ich kämpfte gegen die Angst, wollte nicht hinnehmen, dass winzige Engramme im Hirn mein Leben diktierten. Denn mehr waren Erinnerungen nicht. Eine feine Spur im Hirn, entstanden durch Reize. Gute und Böse.

Langsam schob ich die Lippen über die Zähne zu einem Lächeln, das mein Gesicht zerkratzte.

»Ja.«

»Herzlich willkommen, ich wohne nebenan und heiße Salim.«

Wenn er irritiert war, weil ich ihn ansah, als stünde ein Schlägertrupp neben ihm, zeigte er es nicht. Ich nickte, löste eine Hand vom Türrahmen und wischte sie an meiner Jeans ab. Ich dachte an alles, was ich über Salim wusste: Sein Name bedeutete friedlich.

Salim war Umweltingenieur, er beriet Firmen hinsichtlich ihrer umwelttechnischen Prozessoptimierung. Er hatte außerordentlich gute Referenzen und reiste für seine Kunden mit der Bahn durch Deutschland, Österreich und die Schweiz. Doch im Sommer zog er sich jedes Jahr für rund sechs Wochen zurück und arbeitete ausschließlich im Homeoffice. Er verließ seine Wohnung in Münster und kam hierher. Die letzten drei Jahre immer erst ab Mitte August, wenn der Sommer auf die Stadt brannte. Dieses Jahr war er früh dran. Es war erst Mitte Juli.

Salim sah mich an, die tiefbraunen Augen funkelnd, ein Mundwinkel zu einem leisen Lächeln verzogen. Ich verstand

seine Vorsicht, ein Lachen war wie eine offen stehende Tür – eine Einladung ins Innerste eines Menschen.

Der Hund winselte, mein Blick glitt über Salims blütenweißes T-Shirt, seine künstlich zerschlissene Bluejeans und seine Timberlands, deren Schnürsenkel er vermutlich aus städtischer Arroganz nicht gebunden hatte, und verharrte bei dem Hund, der ein eisblaues und ein dunkelbraunes Auge hatte. Sein Fell schimmerte gräulich, beinahe weiß, nur auf Schultern und Rücken war es dunkelbraun und floss in weichen Kaskaden an den Flanken hinab. Der Collie strahlte von einer Lefze zur anderen. Es war so viel leichter, den Hund anzusehen als Salim, es raubte so viel weniger Kraft, sich auf Tiere einzulassen als auf Menschen. Und für einen Moment gab ich nach. Während ich mit steifen Gliedern die Treppe hinabstieg, zeigte ich auf das wedelnde Bündel aus guter Laune und unverfänglicher Freude.

»Ich bin Helena. Darf ich?«

Salim nickte. »Aber ich warne Sie. Wenn Sie ihm Ihre volle Aufmerksamkeit schenken, stellt er Besitzansprüche.« Ich zog eine Augenbraue in die Höhe.

Ich gehöre niemandem, wollte ich sagen.

Stattdessen entzog ich mich Salims Blick, ging in die Hocke, streckte meine Hand aus und wurde umgehend von einer feuchten, mit winzigen Erdklumpen überzogenen Zunge attackiert. Rau umwickelte sie meine Finger und schleckte ergeben meinen Handteller.

»Earl Grey, beherrscht dich.«

Salims tiefe, melodische Stimme perlte wie ein Sommerregen über meine Haut.

»Earl Grey?«

»Der Name passt zu ihm aus zweierlei Gründen. Zum einen sieht sein Fell aus, als hätte jemand schwarzen Tee darauf verschüttet, zum anderen verhält er sich arroganter als ein englischer Lord.«

Ich blickte auf. »Wie das?«

»Ich demonstriere es Ihnen. Earl, komm her.«

Der Collie hörte auf, meine Hand zu schlecken, trabte zu Salim und setzte sich mit dem Rücken zu ihm auf den Boden. Sein Blick war Richtung Wald gewandt, seine Lefzen hingen herab. Ich musste lachen. Salim streichelte den Hund und bedeutete ihm, dass er wieder zu mir dürfe.

»War das schon immer so?«

»Ja. Als ich beschloss, mir einen Hund anzuschaffen, fuhr ich zu einem Züchter und alle Welpen stürzten sich auf mich. Nur einer nicht. Er saß auf einem Stein im Garten hinter dem Haus und musterte mich. Als ich mich ihm näherte, drehte er sich zwei Mal im Kreis, legte sich hin und schloss die Augen. Er ignorierte mich eine komplette Stunde lang, und erst als ich gehen wollte, stand er auf, streckte sich, tapste gemächlich zu mir rüber und pinkelte mir auf den Schuh. Ich muss jeden Tag aufs Neue um seine Anerkennung kämpfen.«

Ich erhob mich, Earl Grey winselte, sprang aber nicht an mir hoch. Er war ein wohlerzogener Junge. Sanft tätschelte ich ihm den Kopf, während er argwöhnisch in Richtung seines Herrchens blickte.

»Warum haben Sie ihn genommen?«

Salim sah zu mir hinab, er überragte mich um einen Kopf. Um den Größenunterschied auszugleichen, trat ich zurück auf die Stufen.

»Wie hätte ich einen anderen nehmen können?«

Ich nickte knapp, als Antwort auf eine Frage, die ich nicht verstand. Ich betrachtete Salim und wusste nicht, was ich sagen sollte. Meine Finger tänzelten nervös über den Saum meines T-Shirts, dann drehte ich mich halb zum Haus um und blickte zum Auto. Entschuldigend zog ich die Schultern in die Höhe.

»Ich muss dann mal ...«

Ich beendete den Satz nicht, denn was musste ich schon? Außer leben und irgendwann sterben? Ich war freiwillig in den Süden Deutschlands gezogen, in ein Gebiet, das von Tälern und Hügeln zerfurcht war. Ich hatte mir eine entlegene Lichtung ausgesucht, die mitten im dichten Wald, hinter einem klaren Waldsee gerade einmal drei Hütten beherbergte. Hier, am Ende von allem, musste ich gar nichts.

Außer allein sein. Und mich vorbereiten.

»Soll ich beim Ausräumen helfen?«

»Nein.«

Meine Antwort kam schnell und barsch und tat mir augenblicklich leid, weil Salim freundlich war und helfen wollte.

Salim hob beschwichtigend eine Hand. »Okay.«

Statt einer Entschuldigung drehte ich mich um und ging die restlichen Stufen hinauf in die Hütte, ohne ihn noch einmal anzusehen.

Ich drückte die Tür zu, schob den rostigen Riegel vor und schloss ab. Dann lehnte ich mich gegen die Wand, schloss die Augen und atmete tief ein. Es roch muffig, eine Mischung aus Seifenstücken, die zwischen gepressten Bettlaken steckten, und Staub. Der Geruch erinnerte mich an Vergangenes und Totes, ließ Gefühle in mir aufsteigen, die sich nur mühsam im Zaum halten ließen. Sie brachen durch und zwangen mich,

wenigstens mein Umfeld zu kontrollieren, wenn sich schon das Leben meiner Kontrolle entzog. Ich sträubte und wehrte mich, aber in dieser neuen Situation waren alte Verhaltensmuster tröstend und abstoßend zugleich. Und als der Zwang in mir zu groß wurde, stemmte ich mich von der Wand weg, öffnete den Riegel und schob ihn wieder vor, schloss auf und drehte den Schlüssel wieder um.

Die Hütte seufzte, sie hatte mich mit Haut und Haaren geschluckt. Ich war von der Oberfläche der Welt verschwunden und in grüne Einsamkeit getaucht. Ich wünschte mir nichts mehr, als für immer hier sein zu können. Verschwunden, nicht versteckt. Denn Verstecken implizierte, gefunden zu werden. Verschwinden hingegen war von Dauer.

Ich war jetzt hier. Weg von ihm. Und ich würde alles tun, damit es so blieb. Denn sonst wäre mein Neuanfang vorbei, ehe er begonnen hatte. Ich schüttelte mich, streifte die unliebsamen Gedanken ab wie einen Mantel, trat einen Schritt in den dunklen Flur und stieß die Tür links von mir auf. Sie führte in ein längliches Wohnzimmer, das sich über die halbe Westfront der Hütte zog. Durch drei Fenster schien die Sonne herein und beleuchtete die Staubschicht auf Kommoden und Schränkchen. Auf den Fensterbänken lagen neben- und übereinander gehäkelte Deckchen, bei deren Anblick es unbestimmt in meiner Brust zog. Auf ihnen reiheten sich Blumentöpfe, aus denen knochentrockene Pflanzen stachen. Geblümete Sessel standen scheinbar wahllos im Zimmer verteilt herum, eine geschlagene Armee aus verblichenen Polstersoldaten. Braune Woldecken lagen ordentlich gefaltet auf den Sitzflächen. Die Kommoden beherbergten – ebenfalls auf Häkeldeckchen – Fotogalerien. Sie dokumentierten die Vergan-

genheit, waren Zeugnisse eines Lebens, das nicht mehr existierte. Johanna, die Vorbesitzerin der Hütte, hatte die letzten Jahre ihres Lebens in vollkommener Einsamkeit verbracht. Sie hatte ihren Mann dreißig Jahre zuvor zu Grabe getragen und in dieser Hütte störrisch dem Tod getrotzt. Sie war wohl einhundertzwei Jahre alt geworden. Ihr Hab und Gut befand sich nach wie vor in der Hütte, bereit, von mir ausgeräumt zu werden. Aber die Anwesenheit ihrer Besitztümer hatte etwas Tröstliches. Als würde ich in eine Hütte ziehen, in der sich außer mir noch jemand befand. Ich hoffte, dass es so war, dass Johannes Geist noch hier war. In den Holzdielen, in den schiefen Wänden, in der niedrigen Decke und den knarrenden Türen. Ich hoffte, dass sie nachts an meinem Bett kauern und mir Dinge ins Ohr flüstern würde. Über den Sinn des Lebens, über das, was ganz am Ende zählte. Ich verließ das Wohnzimmer, meine Turnschuhe quietschten auf den gebohnerten Dielen, die geradewegs in eine große, sich über die komplette Nordseite erstreckende Küche führten. Ungefähr in der Mitte des Raums stand ein großer Tresen aus weißen Ziegelsteinen mit einer hellen Granitarbeitsplatte. Darüber hingen Messingtöpfe an schwarzen Haken. Während der Bereich rechts der Küchentür mit seiner Sitzecke aus Buche so altertümlich wie das Wohnzimmer wirkte, war die Seite links von mir hochmodern ausgestattet. Eine Küchenzeile mit funkelnendem Gasherd, eine Arbeitsplatte aus Wildeiche, die für eine Sitznische unter dem Fenster mit dicken, flauschigen Kissen unterbrochen worden war. Ganz in der Ecke befand sich eine Tür, die auf eine kleine Veranda führte. Offensichtlich hatte die alte Frau kurz vor ihrem Tod beschlossen, Geld unter die Leute zu bringen und damit begonnen, das Haus zu

sanieren. Weiter als bis zur Hälfte der Küche hatte sie es nicht geschafft. Ich zog meine Lederjacke aus, warf sie auf den Tresen, setzte mich in die Nische unter dem Fenster und ließ meinen Blick durch den Raum schweifen.

Johanna hatte diese Hütte mit Behaglichkeit und Ruhe gefüttert, mit ihrem Alter und ihrer Vergangenheit. Es gefiel mir und ich würde nichts verändern. Nur ein paar Kleinigkeiten mussten getan werden.

Die Fenster im Erdgeschoss würde ich mit Brettern vernageln. Niemand sollte in mein Innerstes blicken dürfen, wenn ich es nicht wollte. Die Haustür würde ich zusätzlich sichern, vielleicht sogar austauschen. Niemand sollte ohne meine Zustimmung eintreten können. Die Veranda konnte, entgegen meiner anfänglichen Befürchtung, bleiben, da sie an einem kleinen Hang auf Stelzen stand und somit nur schwer zugänglich war. Ich würde die Pfeiler mit Stacheldraht sichern, damit niemand daran hinaufklettern konnte.

Die Veranda würde zu meinem Refugium in der Natur werden, meine Möglichkeit, geschützt in der Außenwelt zu sein. Ich verließ die Küche wieder. Auf meinem Weg durch den Flur stieß ich die Tür zu einem winzigen Badezimmer auf und spähte hinein. Hier hatte Johanna definitiv seit Jahren nichts mehr verändert, aber es war sauber, und mehr brauchte ich nicht. Schließlich ging ich die Treppe hoch. Die Stufen knackten unter meinem Gewicht und ich fragte mich, ob Johanna in ihren letzten Stunden und Tagen leicht wie eine Feder und mehr Geist als Mensch die Treppe hochgeschlurft war. Wenn man so alt wurde, starb man dann oder transformierte man langsam von etwas Lebendigem zu etwas Totem?

Ich stellte mir vor, wie sich ihre alte, runzelige Hand am

Geländer hochgezogen hatte, wie ihre Füße vorsichtig über das Holz getastet hatten. Als ich oben ankam, stand ich auf einem großen, ausgebauten Spitzboden, der nur durch naturbelassene Holzpfiler unterbrochen war. In einer Ecke unter zwei Dachlukfenestern stand ein beinahe schwarz lackiertes Bett mit eingravierten Blumenornamenten, daneben passende Nachttische und ein wuchtiger Kleiderschrank. Ich drehte mich, um die andere Seite des Raums zu begutachten, und stockte. Bücher. Da war alles voller Bücher. Auf dem Boden stapelten sie sich in windschiefen oder bereits gestürzten Türmen, auf dem Fensterbrett hinderten sie das Licht daran, den Raum weiter zu erhellen. Drei Bücherregale bogen sich unter dem Gewicht des Papiers. Ungefähr in der Mitte des Raums stand ein Ohrensessel, eine dicke Wolldecke achtlos daraufgeworfen. Ein Buch lag aufgeschlagen über der Lehne und fast erwartete ich, dass die alte Frau jeden Moment die Treppe hochkäme und von mir wissen wollte, was ich in ihrem Schlafzimmer anstellte. Die Abwesenheit ihres Lebens fühlte sich in diesem Haus wie eine Fälschung der Realität an, als sei ihr Tod nicht echt, als würde sie gleich zurückkommen, um das nächste Kapitel zu lesen. Ich lief zu den Regalen und studierte die Buchrücken, fuhr mit Fingerspitzen über eingestanzte Titel, ehe ich zum Sessel ging und mich hineinsetzte. Das Leder knarzte und verströmte den Restgeruch eines süßlichen Parfüms. Ich nahm das Buch in die Hand, das Johanna vor ihrem Tod gelesen haben musste – *Fifty Shades of Grey*. Fassungslos starrte ich es an, ehe ich prustend in schallendes Gelächter ausbrach. Die Absurdität dieses Moments barg so viel Hoffnung – denn, wenn das Unmögliche existierte, negierte es sich selbst.

Wenn das wirklich ging, wenn eine Hundertjährige, die Nietzsche, Fontane, Grass, Emcke und weiß der Teufel wen noch im Bücherregal hatte, nachts heimlich Christian Grey anschnittete, würde ich es schaffen. Das hier war meine letzte Chance. Johannas Hütte war mein letzter Versuch, in Frieden zu leben.

Ohne Qual. Ohne Angst und Verzweiflung.

Mein Handy vibrierte und immer noch lachend zog ich es hervor. Ich war von einem Hochgefühl erfüllt, wie ich es nicht kannte. Mein Herz schlug frei, meine Gedanken waren leicht. Ich entspernte den Bildschirm und das Blut gefror mir in den Adern. Die App. Ich öffnete sie und keuchte.

Er hatte Berlin verlassen.

Er kam.

Noch 780 von 800 Kilometern.

Kapitel 3

Ich stand in der Küche.

In der Hütte herrschte Stille, auf der Lichtung wehte der Wind und in meinem Kopf toste es unfassbar laut. Die Nacht tickte und verging doch geräuschlos. Ich hielt mich an der Arbeitsplatte fest, um nicht wegzulaufen, stemmte meine Füße so fest ich konnte in den Boden, damit ich nicht losrannte.

Dieses Mal würde er mich nicht bekommen. Ich hatte bereits einen kleinen Schluck Freiheit gekostet. Diese Hütte fühlte sich so richtig an, die Lichtung schien der verkörperte Neuanfang. Jeder noch so winzige Funken Hoffnung ruhte in diesen vier Wänden.

Ich öffnete den Kühlschrank, schloss ihn wieder. Hielt inne. Drehte mich weg, kämpfte, verlor jedoch gegen mich selbst. Ich öffnete ihn erneut, stöhnte frustriert auf, weil ich mich dafür hasste. Zweimal. Alles zweimal. Ich nahm eine Packung Apfelsaft heraus, schraubte den Deckel auf und hielt inne. Meine Hand zitterte, ich fluchte laut. Ich wollte nicht, ich wollte nicht. Wollte jemand anderes sein, wollte gar nicht sein. Meine Hand hob sich, ich konnte nichts dagegen tun, ich verschloss den Apfelsaft, um ihn dann wieder zu öffnen.

In dieser Hütte hatte ich anders sein wollen. Einfach Helena, ohne Angst, ohne Zwänge.

Wütend schrie ich auf, setzte die Öffnung an die Lippen, legte den Kopf in den Nacken und trank. Mehr, mehr, mehr, immer mehr, weil ich nicht wusste, wohin mit meiner Wut und Angst und Unsicherheit. Der Saft lief mir übers Kinn,

über den Hals, tropfte auf meine Füße und sammelte sich zwischen meinen Zehen. Die Bewegung meiner Kehle wurde zu einem hektischen, verkrampften Hüpfen, die angenehme Kälte in meiner Speiseröhre wurde zu eisigem Schmerz.

Ich schluckte und schluckte, hörte nicht auf, hoffte, in der Küche stehend an Apfelsaft zu ertrinken. Der Zucker sollte alles fortschwemmen, und als die Packung leer war, setzte ich sie ab und blickte auf meinen geschwollenen Leib hinab. Er wuchs und wuchs, als wäre mein Magen ein Ballon, den man bis zum Bersten aufblies. Ich presste mir eine Hand auf den Bauch, um mich selbst zu begrenzen, wankte in den Flur, stieß die Tür zu dem kleinen Badezimmer auf und erbrach mich.

Ich würgte süße, goldene Flüssigkeit hervor, wischte mir den Schweiß von der Stirn, rieb meine Arme und sank erschöpft auf die Seite. Mein Fuß stieß gegen die Badewanne, eine Fliese fiel scheppernd zu Boden. Ich wollte sie aufheben, als mein Magen sich erneut verkrampfte und ich wieder würgte. Das Wissen, dass ich zwar frei war, aber nie in Freiheit leben würde, hatte diese Übelkeit hervorgerufen. Ich war hier, aber ich würde immer dort sein.

Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, drückte ich die Spülung, ein Rauschen ertönte in dem kleinen Zimmer und hallte in meinem Kopf nach. Zu schwach, um meinen Mund auszuspülen, kroch ich aus dem stickigen Bad und schleppte mich auf allen vieren durch die Küche. Meine Knie und Hände patschten durch die Apfelsaftpfütze. Ich hielt an, sank zurück auf die Fersen. Der Schweiß lief mir in Sturzbächen den Rücken hinab und zwischen meinen Brüsten hinunter. Ich wollte unbedingt raus auf die Veranda, aber ich musste

mich um den verschütteten Apfelsaft kümmern. Vor Angst und Aufregung ging mein Atem immer schneller. Mir wurde schummrig, ein schwarzer Schatten lauerte am Rand meines Blickfelds. Ich richtete mich halb auf, taumelte, fiel wieder zu Boden, während die Hütte um mich die Luft anhielt. Ich kämpfte darum, nicht so zu sein, wie ich war. Ein rasselnder, angestrenzter Laut entfuhr meiner Kehle und irgendwo im Dach knackte es. Die Hütte focht mit mir und in unserer Anstrengung verbrauchten wir zu viel Sauerstoff. Obwohl die Terrassentür offen stand, konnte ich nicht atmen. Ich musste raus hier, musste die Sicherheit des Hauses gegen die Unsicherheit der Veranda eintauschen. Ich verschwendete keinerlei Energie auf einen erneuten Versuch, mich aufzurichten, und krabbelte stattdessen über den Boden. Vor langer, langer Zeit hatte ich gelernt, dass die Würde sich den Umständen anpasste. Sie war dynamisch und flexibel und beugte sich immer dem Überleben.

Als ich über die Schwelle zur Veranda robbte, zog ich mir einen Splitter ins Knie, doch ich kämpfte mich vorwärts und brach schließlich auf den Holzplanken zusammen.

Ich trank die kühle Nachtluft, das Licht der tausend und abertausend Sterne funkelte auf mich hinab. Ihre ewige Ordnung erinnerte mich daran, dass auch ich war. Ich war hier. Ich lebte. Ich schloss die Augen, lag einfach da und lauschte dem Wald. Überleben. Mehr wollte ich nicht.

Überleben, ohne mich in meinen Erinnerungen zu verliehen. Überleben, ohne die Vergangenheit an mir kleben zu haben.

Und doch kamen Erinnerungen. Schnell und langsam, undefiniert und klar. Um mir selbst Halt zu geben, umklam-

merte ich mich und entließ die Tränen in den rauschenden Nachtwind. Der Schmerz des Erinnerns ließ mich zittern. Er war zu einem weiteren Organ geworden, das tief in meiner Brust saß, gleich zwischen dem Herzen und der Lunge.

Angst beherrschte mich in diesen Momenten, in der die Vergangenheit im Präsens stand. Sie knüllte mich zusammen, bis ich ganz klein war. Meine Tränen liefen zwischen den Dielen hindurch und tropften hinab, als wäre ich der Himmel und unter mir die trockene Erde. Wind fuhr über meine schweißnasse Haut, kühlte sie ab und ließ mich zusätzlich zittern. Ich stützte mich auf und zog mir einen weiteren Splitter in die Hand. Ich wimmerte, wehrte mich gegen mich selbst, konnte dem Zwang aber nicht widerstehen und presste die Hand noch einmal auf den Boden.

Ich wünschte, ich ...

»Ist alles in Ordnung?«

Salim. Ich schreckte hoch, und als könnte er mich sehen, wischte ich mir übers Gesicht und fuhr mir durch die nassen Haare, die an meiner Wange und Stirn klebten. Ich schwieg, die Stille sammelte sich und baute sich zwischen uns auf. Ich öffnete den Mund, wollte schreien, brachte aber nichts heraus.

»Verzeihung.« Salims Stimme war nicht mehr als der Wind in den Bäumen und sie klang noch leiser, als er Earl Grey rief. Ich legte mich auf den Boden, presste mein Gesicht auf die Holzplanken und spähte zwischen ihnen hindurch. Direkt unter mir stand Earl Grey, die Vorderpfoten auf einem Stein, den Kopf leicht schief gelegt, während seine Augen mich fixierten. Ich wollte sein Fell berühren und mich darin vergraben. Ein leiser Pfiff ertönte, mein Blick huschte zu Salim, der gerade noch so in meinem Sichtfeld unter der Veranda stand.

Earl winselte und lief schließlich zu seinem Herrchen. Salims Schritte klangen dumpf auf dem Boden, kleine Steinchen knirschten unter seinen Sohlen und mit plötzlicher Klarheit begriff ich, dass er schon die ganze Zeit über da gestanden haben musste. Ich hatte ihn nicht kommen hören, aber dafür gehen. Von dem Moment an, als ich den Apfelsaft in mich gekippt hatte, bis zu dem Augenblick, als ich weinend auf der Veranda zusammengebrochen war, hatte er alles mit angehört.

Die kurze Ablenkung durch seine ruhige Stimme hatte ausgereicht, um mich wieder zu sammeln. Ich atmete tief durch und stand auf.

Bis hierher hatte ich es geschafft, das konnte mir niemand nehmen, was auch immer käme. Ich schloss die Tür, öffnete sie, und schloss sie erneut. Mich selbst verfluchend, riss ich zahllose Schränke auf, ehe ich einen Putzeimer unter der Spüle fand und herausholte. Ich ließ Wasser hineinlaufen und schüttete Essig dazu. Dann nahm ich einen Schwamm, ignorierte die Splitter in meiner Hand und meinem Knie, ging auf den Boden und schrubbte. Jeden Winkel der Küche malträtierte ich. Meine Hände schmerzten, meine Haut wurde puterot, doch ich machte immer weiter.

Ich spürte den Geist von Johanna hinter mir, wie sie mir kopfschüttelnd über die Schulter blickte, wie sie mir ihre runzlige Hand auf die Knochen legte. Wie sie versuchte, mir klarzumachen, dass ein sauberer Boden mit ganz großem Abstand das Unwichtigste im Leben sei, aber ich schob sie von mir, verbannte sie in die Dunkelheit.

Ich war nicht wie Johanna. Auch wenn es sich gut und richtig anfühlte, in ihrer Hütte im Wald zu leben, war das hier kein Zuhause für mich. Noch nicht. Vielleicht nie. Ich hatte

keinen Platz im Leben, in dem alles doch nur zufällig war. Geboren werden, gesund sein, nicht sterben. Zwischen diesen ganzen Zufälligkeiten auch noch einen Sinn zu finden, war mir bisher noch nicht gelungen. Ich schrubbte und schrubbte, kroch in die nächste Ecke und putzte weiter. Das Wasser auf dem Boden schäumte und die Borsten des Schwamms kratzten laut an der Stille. Sauberkeit war eine beruhigende Konstante. Sie war neutral. Unordnung zeugte von Faulheit und Desorganisation. Doch Ordnung und Sauberkeit waren Abwesenheit von Zuschreibung. Sie boten keine Angriffsfläche. Und das Putzen beschäftigte mich. Meine nassen, glitschigen Hände hinderten mich daran, nach meinem Handy zu greifen und im Sekundentakt die App zu öffnen.

Ich wusste nicht, wo er war. Er konnte vor der Tür stehen. Ich putzte schneller und schneller. Die Muskeln in meinen Armen verkrampften sich und schmerzten. Und als ich den Punkt völliger Erschöpfung überschritten hatte, als sich die Krämpfe gar nicht mehr lösten, ließ ich den Schwamm fallen und sank erschöpft gegen den Kühlschrank. Meine Gedanken schwiegen, die Sonne ging auf, eine Lerche flog am Fenster vorbei und sang von einem neuen Tag, während ich in meiner Jämmerlichkeit auf einem blitzblanken Boden saß.

Das Schlimmste, das mit Abstand Allerschlimmste war jedoch, dass ich gleich das Wasser ausleeren, den Eimer erneut befüllen und von vorn anfangen würde. Der Drang flimmerte bereits in meinem Bauch und ich konnte nichts dagegen tun. Bei all der Neutralität spiegelte Sauberkeit nicht wider, wie es im Inneren aussah.

Die Sonne schien durch die Dachluken genau auf mein Bett, aber ich spürte die Wärme nicht. Ich lag auf der Seite,

hatte keine Kraft mehr mobilisieren können, um die Decke über mich zu ziehen. Wenigstens brachte die Erschöpfung die Angst zum Schweigen. Ich entspernte das Handy, öffnete die App.

Noch 800 von 800 Kilometern.

Er war wieder in Berlin. Falscher Alarm.

Ich schloss die Augen, hatte mir die erste Nacht in meinem neuen Zuhause anders vorgestellt. Ich zog mich zusammen, schmiegte mich fester in das Kopfkissen, das tröstlich nach Johanna roch. Eine Hundertjährige, die allein im Wald gelebt und *Fifty Shades of Grey* gelesen hatte. Alles war möglich. Alles. Das war das Verrückte am Leben. Es beschränkte sich nicht in seinen Unmöglichkeiten. Langsam driftete ich in den Schlaf, während Johanna über mich wachte.